

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.

1915. * Nr. 32

Verlag von Joh. Wilh. Hörter in Sadamar.

Mangel an Beweisen.

Roman von Gabriele, Baronin von Schluppenbach.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Don Nizza reisten sie nach Bozen. Es war gerade die schönste Zeit für dieses herrliche Fleckchen Erde; alles stand in Blüte, und die Berge in ihrer erhabenen Schönheit trugen noch weiße Kuppen. Sie stiegen im „Schwarzen Greif“ ab und machten im Wagen oder

und als die beiden Frauen vorangingen, fragte er leise: „Wie bist du mit der Meta ausgekommen? Sie ist arg verwöhnt!“

„Sehr gut“, entgegnete Streblin, die Wahrheit verheimlichend. „Na, das freut mich, lieber Sohn, dann ist alles gut.“

Die Villa war geräumig. Mit Stolz zeigten die Eltern dem jungen Paar die überladen möblierten Zimmer. Man hatte nicht auf den Preis gesehen, mein Gott, man hatte es ja dazu. Hans' Geschmack war nicht berücksichtigt worden; er hätte es gern weniger glänzend gehabt. Nur in seinem Arbeitszimmer hatte

er darauf bestanden, die alten soliden Möbel aus seiner Junggesellenzeit beizubehalten: den großen eichenen Schreibtisch vom Vater, seinen Gewehrschrank, die hohen, geschnittenen Stühle. Die Bilder seiner früh verstorbenen Eltern standen auf dem Schreibtische, darüber hing ein großes Bild von Meta in schwerem, vergoldetem Rahmen; es war während ihrer Brautzeit gemacht. Sie trug ein tief ausgeschnittenes Ballkleid; der Ausdruck ihres vollen Gesichtes schien zu sagen:

„Seht mich an, ich habe erreicht, was ich wollte!“

Warum dachte Streblin heute an das Kabinettbild Margaretens, das er ihr bei der Lösung der Verlobung mit ihren Briefen und einigen von ihr kunstvoll geschnittenen Sachen zurückgeschickt hatte? Wie vornehm und fein sah sie in dem Wiener Schneiderkleide aus, das ihre schöne Gestalt hob.

Er seufzte leise.

Mama Gerstner hatte eine perfekte Köchin, eine Kammerjungfer und ein Stubenmädchen engagiert, und der Burtsche Streblins kam dazu.

Hans ging in den Pferdestall. Dort standen seine beiden Reit-

pferde, und die Hühnerhündin Diana sprang ihm freudig bellend entgegen. Es war doch eigentlich schön, das alles zu besitzen; als armer Infanterieleutnant hatte er oft davon geträumt. Seine



Generalleutnant v. Knecht,

der sich bei der Eroberung von Przemyśl hervortat. (Phot. Stemmlen.)

Mutter umarmte ihre Tochter und drückte Hans zwei kühle Küsse auf die Wangen, die er sich gefallen lassen mußte. Mama Gerstner drückte dem Schwiegersohn kräftig die Hand,

Stimmung erheiterte sich, und er ging in den Speisesaal und saß zum erstenmal an seinem Tisch.

Mama Gerstner führte das große Wort. Sie sprach laut und nicht immer gewählt. Sie war nicht sehr gebildet und man merkte es ihr an, daß sie aus kleinem Kreise stammte. Wie sie so breit und selbstzufrieden dasaß, mit dem dicken, rotgefärbten Gesicht, und wie sie mit der fleischigen, von Ringen funkelnden Hand lebhaft gestikuliert, fiel Hans die Ähnlichkeit mit seiner Frau auf. Es war derselbe rotblonde Typus, bei beiden „Tizianisches Rot“, wie Frau Gerstner stolz behauptete.

„Meta wird ebenso stolz“, dachte Hans.

Beim Mehrtrinken goß der Bursche Sekt in die hohen Kristallkelche, und der Schwiegerpapa hielt eine Rede auf das junge Paar. Er fing hochtrabend an, verwirrte sich und fing an zu weinen.

„Höre auf, Adolf“, sagte seine Frau, „proß, proß, proß!“ rief sie überlaut und stieß mit Meta und ihrem Manne an.

Sie wollte ihren Schwiegersohn umarmen. Er sah es kommen und verhinderte es, indem er sich über ihre rote Hand beugte und sie küßte.

Der Bursche trug die neue dunkelgrüne Livree, auf den silbernen Knöpfen die siebenperlige Freiherrnkronen, die auch sonst in aufdringlichster Art überall, wo es anging, angebracht war: am Büfett, an der Kredenz, an der großen Standleuchte, auf den Stuhllehnen, den Pausern und dem Serviertisch. Und unter der Krone prangte das Streblinsche alte Wappen: die drei Rosen. — Man sollte ja nicht vergessen, daß die geborene Gerstner jetzt „die Baronin“ war.

Metas Eltern sind fortgefahren, das junge Paar ist allein. Sie sitzen im Garten in der schattigen Laube. Es ist eine linde Frühlingsnacht, der Mond steht fast rund am Himmel; irgendwo fängt eine Nachtigall zu schlagen an. Ringsumher Frühlingsduft.

Hans ist eigen zumeist. Träumend sitzt er da; die erloschene Savanna in den Fingern, blüht er wie ein Fremder um sich. Das also ist sein Heim; hier wird er fortan leben. Und da neben ihm ist seine Frau.

Meta sieht ihn an und fragt: „Woran denkst du eben?“

Er überhört es. Da wiederholt sie etwas ungeduldig dieselben Worte.

„Ich denke daran, daß wir ein neues Leben anfangen“, entgegnet er ernst, sie an sich ziehend. „Nicht wahr, wir wollen Nachsicht miteinander haben und glücklich werden.“

Sie ist in weicher, freundlicher Stimmung. Sie küßt ihn stürmisch statt aller Antwort.

In Mienruh floß das Leben still dahin.

Bernd stürzte sich in die Arbeit. Er hatte manchen Verdruß und mehr als einmal lämpfte er mit seinem alten Fehler, dem Zähzorn, der ihn früher oft überwältigt hatte. Aber er war in der Schule des Lebens gewesen; sie hatte ihn zum willensstarken Mann gereift, der es gelernt hatte, seinen Zorn zu unterdrücken.

Frau von Stetten hatte sich mit den braven Pfarrersleuten gut eingelebt; sie verkehrten viel miteinander. Zuweilen war auch Bernd dabei. Er überwand sich seiner Mutter zuliebe, die es sonst allzu einsam gehabt hätte.

Es war nicht zu vermeiden, einige Besuche in der Nachbarschaft zu machen. Die Herren trafen sich auf der Jagd, die auf Wunsch Brömmers in Willkür abgehalten wurde. So viel als möglich beschränkte Bernd den Verkehr; er galt als Sonderling. Hier in dem stillen Erdenwinkel hatte man nichts von seinem Vorleben erfahren, und die schnelle Zeit hatte Neues gebracht. Der Name „Bernd“ wurde von vielen Gliedern der Familie Stetten, die in Westfalen ansässig war, getragen. Allmählich überkam Bernd ein größeres Sicherheitsgefühl, und er trat mehr aus seiner Reserve heraus.

Der verhängnisvolle Tag jährte sich, der 20. Oktober.

Von früh bis spät war Bernd beschäftigt gewesen. Als er am Abend heimkehrte, saß er in düsterer Stimmung schweigend neben der Mutter. Sie rührte nicht an die wundete Stelle. Sie suchte ihn zu zerstreuen und las ihm einen Brief der Schwestern vor, der heute angekommen war. Beide hatten geschrieben. Es ging ihnen gut bis auf die Sorge um Tante Dörchen, deren Augen immer schwächer wurden. Margarete arbeitete nach wie vor bei Werner & Comp., Hilde war fleißig in ihrer Schule und hoffte, im Frühjahr das Lehrerinnenexamen zu bestehen.

Bernd hörte nur halb zu. Er hatte den Kopf in die Hand gestützt; sein Gesicht zeigte wieder jenen trostlosen Ausdruck wie in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr. Leise strich die Mutter darüber hin:

„Mein liebes, liebes Kind“, sagte sie nur.

Er stand auf und schritt im Zimmer auf und ab.

„Mutter, werde ich immer unter diesem Druck leben müssen?“ fragte er, vor ihr stehen bleibend. „Werde ich nie frei aufatmen

können? Ich bin immer in der Furcht, daß meine Schmach hierher dringt.“

„Verzweifle nicht“, bat sie weinend, „ich hoffe, Gott mein tägliches Gebet und bringt die Wahrheit an den Tag. Er schüttelte mutlos den Kopf.“

„Ich hoffe es nicht mehr“, sagte er tonlos, „keine Spur darauf hin, daß der wahre Täter entdeckt werden könnte.“ Er ging in sein Schreibzimmer hinüber. Bis spät in die hinein brannte das Licht darin.

„Heute dürfen Sie mir eine Bitte nicht abschlagen“, sagte Frau Werner zu Margarete, als diese sie eines Sonntags suchte, denn sie verkehrte jetzt häufig im Hause ihres kranken Chefs.

Die alte, fein aussehende Dame saß ihrem jungen Gaste über in ihrem Empfangszimmer, das bei aller Eleganz vornehmen, behaglichen Eindruck machte.

„Eine Bitte“, wiederholte Margarete, „aber gewiß, Frau, sehr gern sogar.“

„Nun, das freut mich. Wir geben am nächsten Mittwoch kleine Abendgesellschaft, mein Mann und ich haben Sie unter unseren Gästen.“

Margarete zögerte etwas, dann sagte sie:

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau, ich nehme an.“

„Bitte, um acht Uhr abends. Wir feiern meines Geburtstags mit keinem rauschenden Fest, nur mit einigen Freunden; wir zählen Sie dazu, liebes Fräulein.“

Margarete neigte sich über die feine Frauenhand und sie, sich zugleich von Frau Werner verabschiedend. Sie sich auf die Abwechslung in ihrem eintönigen Leben und der Tante Dörchen und Hilde von der Einladung.

Es war nach dem Weihnachtsfest, das die Schwestern Mal ohne die Mutter gefeiert hatten. Doch bald nach dem erschien Frau von Stetten unerwartet in Berlin, und die des Wiedersehens war groß. Bernd hatte auf zwei Wochen Kurland reisen müssen, um dort Aderpferde zu kaufen, während dieser Zeit konnte Frau von Stetten bei ihren in Berlin bleiben.

Wieviel gab es zu erzählen! Wie schön war es, das „Wieder“ wieder bei sich zu haben, sich an ihrer Liebe zu wärmen.

Für ein halbes Jahr hieß es dann wieder Abschied von der Mutter lehrte nach Mienruh zurück, so schwer ihr die Trennung von ihren Töchtern fiel.

„Ihr seid gesund an Leib und Seele“, sagte Frau von Stetten, „unser armer Bernd krank an seinem traurigen Verhängnis. Eine Mutter gehört zum kranken Kinde, er braucht mich als ihr. So Gott will, sehen wir uns im Sommer wieder.“

Am Geburtstage des Chefs war das Kontor geistig. Margarete ging vormittags gratulieren; sie kaufte einen Mailgldchen, die Lieblingsblumen Herrn Werners, der herzlichster Weise dankte.

„Wir erwarten Sie um acht Uhr, liebes Fräulein“, sagte sie, als sie sich empfahl. „Ich will Ihnen auch gleich sagen, Tischherr ist; raten Sie einmal.“

„Vielleicht Herr Grämer, Ihr erster Buchhalter“, schelmisch.

„Nein, das mude ich Ihnen nicht zu, sich von dieser dürren Hopfenstange langweilen zu lassen. Ist ein braver aber doch nur eine Rechenmaschine.“

„Dann vielleicht der Assessor Spöhrer?“ riet Margarete.

„Den kleinen Duden, der paßt noch weniger für Sie. Ich will Sie nicht länger neugierig machen: der Sanitätsrat Wengern ist Ihnen zugebach. Sind Sie einverstanden?“

„Ja, Herr Werner. Nun adieu, ich will Sie nicht auf Margarete erwiderte den Händedruck.“

„Famöses Mädel“, dachte Werner, „da steckt Masse drin wie gut sie sich eingearbeitet hat.“

„Gretchen, nun noch die blaßgelben Rosen angestrichelt, bist fertig“, sagte am Abend Hilde, die Schwester kritisch mit die um halb acht fertig angekleidet war.

„Du bist wunderschön!“

„Schmeichlerin!“ sagte Margarete, aber sie warf doch einen Blick in den Spiegel, der ihre Erscheinung wiedergab.

Margarete hatte heute die dunkle Kleidung abgelegt, trug ein cremefarbenes, feines Voilette in Empireform, weißseidenem Unterkleid, das ihre schlank, anmutige Figur teilhaft zur Geltung brachte. Die halblangen Ärmel und der schnitt am Hals ließen die rosige Haut sehen, ihr reiches, glänzendes Haar war entgegen den Geschmacklosigkeiten der Mode schneitelt. Ohne Brennschere lockte es sich an den Schläfen

hinterkopfe in zwei starken, seidig glänzenden Flechten auf-
 . Kein Schmuckstück zierte Hals und Arme, ihre königliche
 heit bedurfte dessen nicht.
 „Na, nun bist du fertig.“
 . Sie hatte die Rosen am Kleide befestigt.
 „Komm, Tante!“ rief sie ins Nebenzimmer hinein. „Komm,
 nser Gretchen ansehen!“
 . Die alte Dame hob den grünen Augenschirm und blinzelte ins
 Auch sie sprach ihre Befriedigung aus.
 . Die Droschke wurde geholt. Margarete hüllte sich in den
 en, weißen, mit hellblauer Seide gefütterten Theatermantel,
 ein leichtes Tuch um den Kopf und fuhr davon. Es war
 anz eigen zurecht, da sie nun elegant gekleidet, wie ehemals,
 Gesellschaft fuhr. Sie wußte auch nicht, warum ihr Herz
 . Ihr war, als müßte ihr heute etwas besonders
 es begegnen, etwas, das in ihr Leben eingreifen mußte.
 . Im Vorzimmer begrüßte sie sich mit einigen ihr bekannten
 . Dann öffnete der Diener die Tür zum Empfangszimmer,
 sie trat ein.
 . Margarete begrüßte erst die Hausfrau, dann wurde sie vor-
 . Die Herren führte Werner ihr zu und nannte ihre
 . Mit der Sicherheit der an seinen Verkehr Gewöhnten
 . Sie setzte sich in dem ihr fremden Kreise. Die Blicke aller
 auf ihr, und besonders die anwesenden Gäste männlichen
 . Nichts bewunderten das schöne Mädchen.
 . „Ich fürchte, Baron Wengern kann nicht kommen,“ sagte
 . „er, auf Margarete zutretend, „eben telefonierte er, daß
 . einen wichtigen Krankenbesuch abmachen müsse.“
 . Sie verbarg ihre Enttäuschung und sagte lachend: „Wen be-
 . me ich dann als Ersatz, den Mageren oder den Dicken?“
 . „Sollen noch nicht alle Hoffnung aufgeben; ein Viertel-
 . chen wollen wir warten.“
 . Margarete nickte. Dann unterhielt sie sich mit der Tochter
 . Hauses, einer jungen Offiziersfrau, die in Potsdam lebte
 . erst vor zwei Jahren geheiratet hatte. Zufällig diente ihr
 . auch bei den gelben Männen.
 . Zeit dem Juni haben wir eine neue Regimentsdame,“
 . erte die Tochter des Wernerischen Ehepaares, „eine Frau
 . Streblin, geborene Gersfner.“
 . Margarete horchte auf.
 . „Nennen Sie sie, Frau von Holtern?“
 . Wenig. Sie machte auch bei uns Visite, aber ich muß sagen,
 . Sie mir nicht sympathisch ist durch ihr lautes, unfeines Wesen
 . Ihre auffallende, ich möchte sagen herausfordernde Art, sich
 . anzunehmen.“
 . „Und wie ist der Mann?“ fragte Margarete leise.
 . „O, ein guter Kamerad und sonst ein recht umgänglicher Mensch.
 . Es ist schon einige Zeit her, daß ich das Vergnügen hatte, Sie
 . zu lernen, Baroness“, begann der Sanitätsrat.
 . „Ja, es war im vorigen Frühjahr“, entgegnete Margarete.
 . „Nicht ein einziges Mal haben wir uns in Berlin getroffen! Frei-
 . das Dorf an der Spree ist ziemlich groß“, bemerkte er lachend.
 . Sie schritten nebeneinander her. Trotz ihrer stattlichen Größe
 . sagte er sie noch um Haupteslänge. Er hatte eine wahre
 . Gestalt. Sie hatten ihre Plätze am linken Ende der Tafel.
 . „Ich hob höflich den Stuhl seiner Dame zurück und nahm
 . erst selbst neben ihr Platz.“
 . „Sie leben noch nicht lange in Berlin“, begann Margarete
 . Gespräch. „Ich bin mit Spreewasser getauft und habe, mit
 . Ausnahme von zwei Jahren, die ich in Genf zugebracht, immer
 . gewohnt.“
 . „Genf ist auch mir bekannt. Ich habe dort schöne Tage ver-
 . entgegnete Wengern. „Schwärmen Sie auch für die freie,
 . Gottesnatur? Wir ist sie das Herrlichste, das es gibt. Und
 . Sie, trotzdem hat das Schicksal mich hierher nach Berlin
 . gebracht, wo es nur Häuser und Straßen gibt und wir nicht
 . durch eine schöne Umgebung verwöhnt sind.“
 . „Sagen Sie das nicht. Die Havelseen, der Spreewald sind
 . in ihrer Art nicht zu verachten.“
 . „Sie lachte vergnügt. „Wie ich merke, sind Sie durch und durch
 . Berliner Kind,“ sagte er scherzend, „ich muß mich hüten,
 . als Unvorteilhaftes über das Nest zu sagen.“

„Natürlich, sonst haben Sie es mit mir verdrorben.“
 „Und das möchte ich nicht bei unserer ersten, nein zweiten Be-
 gegnung, gnädiges Fräulein.“
 Wie gut ihm solch fröhlicher Plauderton stand. Seine sonst
 ernsten Züge waren belebt, die großen, blauen Augen funkelten,
 und hinter dem mächtigen blonden Bart blühten die weißen Zähne.
 Noch nie war ein Esen ihm so schnell vergangen. „Viel zu
 schnell“, dachte er, als Gang auf Gang der Speisen folgte, der
 Wein in den Gläsern perlte und die Stimmen immer lauter wurden.
 Die beiden Menschen am linken Ende der Tafel waren wie
 isoliert. Sie waren auf ernstere Dinge gekommen, auf Fragen,
 die andere Themata streiften, als sie bei solchen Gelegenheiten
 üblich sind. Margarete fand viel Genuß an der Unterhaltung,
 und auch Wengern schien von ihr gefesselt zu sein. An seiner
 rechten Hand blühten zwei Trauringe, ein großer am vierten und
 ein kleiner am fünften Finger.
 „Er ist Witwer“, folgerte Margarete. „Armer Mann, auch er
 hat einen Traum von Glück begraben.“
 Wengern mußte ihren Blick bemerkt haben. Er war eine
 Weile schweigend, ehe er das Gespräch wieder aufnahm.
 Als die Tafel aufgehoben wurde, dachten beide: „Wie schade!“
 Im Laufe des Abends fand sich aber noch Gelegenheit für
 den Sanitätsrat, sich Margarete zu nähern. Der ernste Mann
 fühlte sich zu ihr hingezogen.
 Er war seit drei Jahren Witwer, hatte seine geliebte, junge
 Frau nach kaum einjähriger Ehe verloren. Sie war Wienerin
 gewesen, eine kleine, blonde Elfe, die der große Mann oft scherz-
 weise auf den starken Armen emporgehoben, lebensprühend und
 immer fröhlich. Und so schnell hatte der Tod sie dahingerafft.
 In allem war sie der Gegensatz zu Margarete gewesen, im Äußeren
 und im Wesen, das dachte er, als er neben Baroness von Stetten
 sah und voll Wohlgefallen in ihre klugen Augen blickte. — Sein
 herber Verlust war hauptsächlich der Anlaß zu seiner Übersiedelung
 nach Berlin gewesen. Er brauchte anstrengende Arbeit und eine
 andere Umgebung, um sein Leid ertragen zu können.
 Die Rebe kam auf seinen Beruf. Er sprach begeistert vom
 Herzog Karl Theodor und erzählte von einigen schwierigen Fällen,
 die der berühmte Augenarzt geheilt hatte. Von seiner Klinik
 sprach er auch und davon, wie sein Beruf ihn befriedige.
 „Ja“, sagte Margarete, „Arbeit ist ein treuer Waffengenosse.“
 Diesen Ausspruch gab Herr Werner mir zu Beginn meiner Tätig-
 keit als Lebensmotto auf den Weg.“
 Wengern stutete. „Sie sprachen da etwas aus, das ich selbst
 denke, gnädiges Fräulein“, sagte er. „Ich habe das Heilbringende
 der Arbeit erfahren.“
 Noch manches ernstere Thema beschäftigte sie. Ihre Ansichten
 deckten sich meist; sie fühlten, daß sie sich geistig verwandt waren.
 Margarete kämpfte mit einem Entschluß. Endlich sagte sie:
 „Herr Baron, ich habe eine liebe, alte Tante, die an mir und
 meiner Schwester Mutterstelle vertritt, während unsere gute
 Mutter bei meinem Bruder lebt. Tante Dörtchen leidet seit
 lange an den Augen. Dürfte ich sie wohl in Ihre Klinik bringen?
 Wollen Sie sie behandeln?“
 „Aber gewiß, gern, gnädiges Fräulein!“ rief Wengern, „ich
 habe gerade Platz!“
 „Vielen Dank! Aber wir müssen es diplomatisch anfangen,
 Tante will nichts von einer Behandlung wissen, sie meint immer,
 es werde von selbst besser werden.“
 „Ich will zu Ihnen kommen,“ entgegnete der Arzt schnell,
 „wo wohnen Sie?“
 Margarete nannte Straße und Hausnummer und fügte
 lächelnd hinzu:
 „Aber Sie müssen hoch klettern — bis in den vierten Stock.“
 (Fortsetzung folgt.)

Zuf Posten.

Erzählung aus dem gegenwärtigen Kriege.

Von Hermann Dreßler-Chemnitz. (Nachdruck verb.)

Stiller, lauwärmer Septemberabend. Durch den Rotbuchen-
 wald huscht geisterhaft das Mondlicht und slicht helle,
 schimmernde Büden um die Stämme der Bäume. Mitten durch
 den Wald führt der Schienenstrang. Auf dem schmalen Fußsteig,
 der neben der Bahnstrecke auf dem Damm dahinfließt, patrouil-
 liert der Posten mit geladenem Gewehr. Man sieht es dem
 strammen, kräftig gebauten Jüngling nicht an, daß er noch vor
 zwölf Wochen eine Schulbank in Obertertia drückte.

Als an jenem schönen Sommertage des ersten August der
 Krieg ausbrach, war sein Vater einer der ersten Offiziere, der
 mit mobilen Truppen nach dem Osten fuhr, um die deutsche
 Grenze gegen die russischen Truppen zu schützen. Da litt es auch
 Werner nicht mehr. Er holte sich schriftlich die Erlaubnis des

Vaters ein und meldete sich als Kriegsfreiwilliger. Nach sechs-
wöchiger Ausbildung wurde er ebenfalls nach dem Osten ab-



Am Krzifiz.

Eine Kriegsaufnahme aus Galizien von Klopshot, Wien.

waren sehr streng, und größte Wachsamkeit war anempfohlen worden.

Zwischen den Schienen, dort, wo sie um den Kiefernhang
bogen, kam ihm ein schwankendes Licht entgegen. Er horchte auf.
Schritte! Der alte Streckenwärter stapfte heran und bot ihm
einen „guten Abend“. Dann versank wieder alles rings in Schwe-
gen. Nur im Walde erwachten die nächtlichen Stimmen. Hier
huschte ein wildes Kaninchen durch das dürre Laub am Boden,
daß es aufschellte und der
junge Soldat das Gewehr
schußbereit emporraffte.

Dort krächzte ein Eich-
hörnchen sein heiseres „Kibbi-
— Kibbi!“

Werner hielt die Augen
spähend nach allen Seiten
gerichtet. Der Mond erhellte
die Straße weithin. Das war
ihm lieb! Nach einiger Zeit
hörte er wieder Schritte im
Kiese knirschen. Er glaubte,
Uniformteile ausblicken zu
sehen. Es kam jemand direkt
am Schienenstrang auf ihn zu.

Werner rief an: „Halt!
Wer da?“

„Gut Freund!“ tönte es
ihm entgegen.

„Parole!“ heischte er.
„Gäfel!“ kam die Ant-
wort zurück.

Werner ließ das Gewehr
sinken und den Fremden
näher treten. Es war ein
Offizier vom Dienst, der
die Runde machte.

„Soldat Bozenhardt! —
Wachtposten Nr. 4 der
Bahnwache!“

„Donnerkiel! Du bist's,
Werner! Na, das sollte die
Mutter wissen!“

Er richtete
sich höher auf
und warf
den Kopf zu-
rück. Er war
ja Soldat!
Das machte
ihn stolz. Das
Gewehrüber
die Patro-
nentasche ge-
legt, die rech-
te Hand am
Sicherungs-
flügel, schritt
er nun seine
Strecke ab.
Es war eine
Nacht zum
Träumen, so
schön, somär-
chenhaft
weich. Er
mußte alle
seine Wil-
lenskraft zu-
sammen-
nehmen, um
die Gedan-
ken nicht ab-
schweifen zu
lassen vom
Dienst. Die
Vorschriften

zweihundert Meter nach
Ost, zweihundert Meter
nach West, von Zeit zu
Zeit stehen bleibend und
scharf auspähend.

Wie spät mochte es
sein?

Er zog die Uhr und
sah nach. Neun Uhr!
Jetzt hängt die Mutter
den Frühstückstisch
heraus. Nun wird Ge-
friebe, die Kleinsten, zu
Bett gebracht und betet.
Ob sie auch für ihn . . .

Halt! Was war das?
— Da drüben auf der
Baldwiese äste seit ei-
nigen Minuten eine
Rehfamilie im Monden-
schein. Auf einmal hob
der Vord den Kopf, si-
cherte nach dem Wald-
rande hin und machte
erschreckt einen Sprung.

„Da ist etwas nicht
in Ordnung“, sagte Wer-
ner zu sich und trat in
den Schatten einer dinstämmigen Rotbuche, um jene Ge-
schärfer ins Auge zu fassen.

Fast im selben Augenblick stoben die Rehe mit weiten
gen davon. Nach links zu. Also schien die Gefahr oder die
tung von der entgegengesetzten Seite her zu drohen. Er

Vater und Sohn reichten sich die Hände. Beinahe ein
teljahr hatten sie einander nicht gesehen.

„Na, wie geht's denn, mein Junge?“

„Danke, Vater, ausgezeichnet!“

„Schade, daß wir beide im Dienst sind. — Also höre:
Nacht gehen noch mehrere Truppentransporte hier durch.
weisung: Scharf aufpassen. Auf den ersten Anruf schießen.
rade diese Gegend ist von Kosakenpatrouillen umschwärmt.
verstärkte noch vor Mitternacht sämtliche Posten um je einen
Leb' wohl, mein Sohn! Gott schütze unser Vaterland!“

Sie schüttelten sich die Hände, jeder stolz auf den ande-
„Ich schide dir deinen Freund Holler!“ rief der Vater
Weggehen zurück. „Ist's recht?“

„Danke, Vater!“

Wieder nahm Werner seinen Patrouillengang auf.



General Eduard von Böhm-Ermolli

der Führer einer österr.-ungarischen Armee in



Aus der neutralen Schweiz. (Mit Text.)



Durchhalten!

Bedeutungsvolle Weisheit-Zinschrift in einer von deutschen Soldaten ausgeführten Schmuckplatz-Anlage in Lwowitz in Russisch-Polen.

Was vor die Augen und spähte und horchte mit angespannten Nerven nach jener Richtung.

Nächtig! Von dort drüben kam ein Geräusch, wie wenn jemand auf dürres Geäst tritt. Und jetzt sah er auch eine Gestalt näher schleichen. Ihr folgte eine zweite und eine dritte.

Holla, die haben nichts Gutes vor!" sagte Werner zu sich selbst. Er sicherte das Gewehr und ging in Deckung hinter den Bahndamm, die eine Schiene als Lauf-Auflage benützend.



An den Küsten Flanderns.

angetriebene englische Seemine besonderer Konstruktion.

Die Burschen kamen immer näher. Werner sah, die Zeichen nach rückwärts gaben. Also hatte er mehr vor sich als die drei. Ob sie ihn schon hatten? Er wusste es nicht! Er ließ sie noch Schritte näher herankommen, und nachdem er überzeugt, daß sie direkt auf den Bahnkörper zu, tief er ihnen sein „Halt! Wer da?“ ent- Er sah durch sein Glas, wie die Burschen zu- zuführen. Vermutlich war ihnen der Anruf aus stiger deutscher Kehle unverhofft gekommen. Werner dachte an seine Instruktion. Er nahm Vordersten scharf aufs Korn und zog ab. — knall, der die friedliche Waldstille jäh zerriß, der Feind drüben brach zusammen. Jetzt sprangen die übrigen ebenfalls in Deckung unter Bäume und eröffneten ein regelrechtes Ge- schauer gegen jene Stelle, wo sie den Gegner

vermuteten. Die Kugeln schlugen auf allen Seiten um Werner ein und ließen aus dem sandigen Boden seine Riespyramiden aufsprühen.

Werner verlor seine Kaltblütigkeit nicht. Er zielte sicher, nahm seinen Mann genau aufs Korn.

Schließlich hatten ihn die Feinde aber ent-

deckt. Einige von ihnen krochen auf allen vieren näher und in dem nächsten Augenblicke

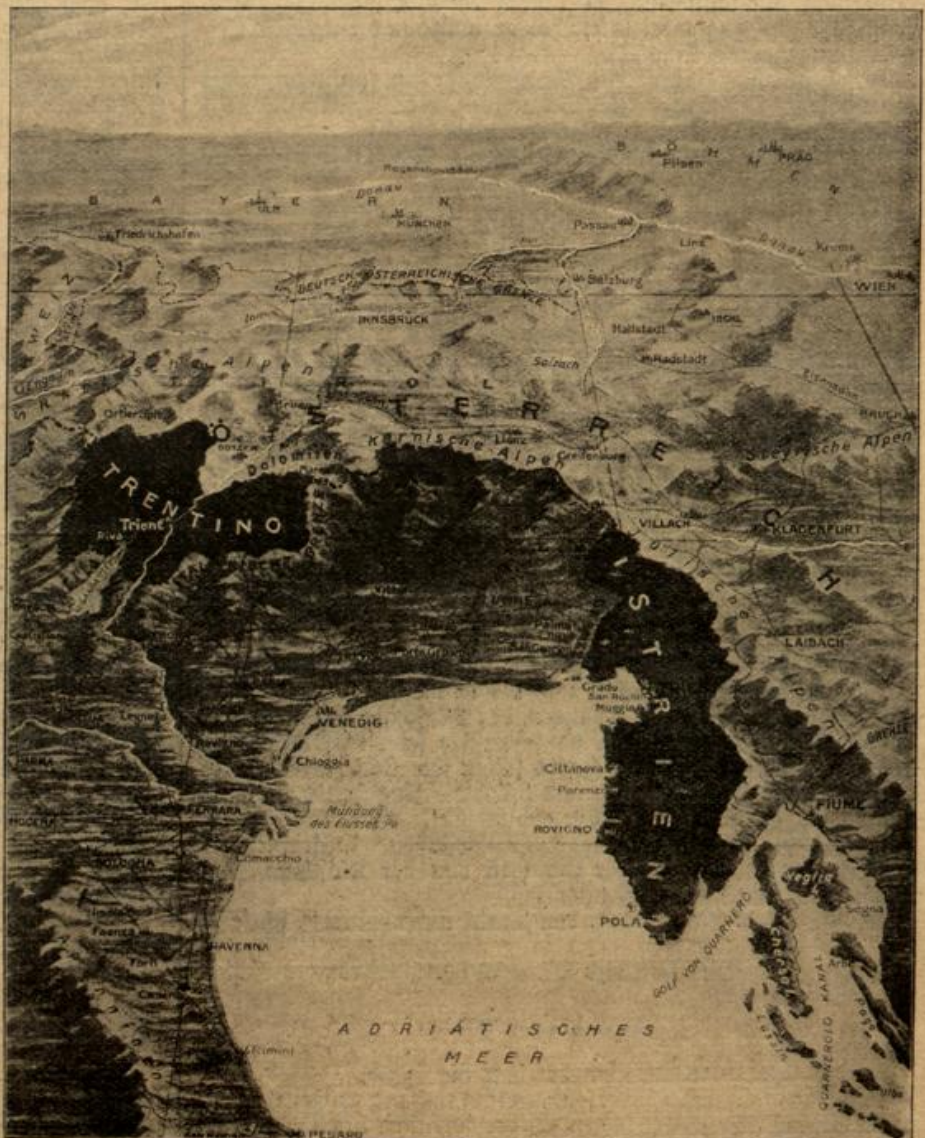


Artur Arz von Straußenberg,

Feldmarschallleutnant, einer der österr.-ungarischen Heerführer in Galizien.

zu einem wütenden Hand- gemeine zwischen ihm und einem großen, breit- schultrigen Offizier. Werner hatte ihn infolge seiner jugendlichen Be- hendigkeit beinahe nie- dergerungen, als ihn ein furchtbarer Schlag auf den Kopf traf und er besinnungslos zusammenstürzte.

Als er erwachte, mußte er sich erst lange befinnen, was mit



Karte des österreichisch-italienischen Grenzgebietes nach einer englischen Zeitung.

(Die schwarzgezeichneten Landestheile wollen die Italiener von Österreich-Ungarn losrennen.)

ihm vorgegangen sei. Der Mond schien ihm hell ins Gesicht. Sein Kopf schmerzte ihn furchtbar. Aber er blieb bei Bewußtsein. Er sah sich um. Wo war er nur, und was war mit ihm geschehen?

Ach richtig! Bahnwache! Überfall! Er wollte sich erheben. Es ging nicht. Die Arme waren ihm fest auf den Rücken geschnürt, und die Beine waren zusammengebunden. Er wendete den Kopf. Der Schreck ließ ihm auf Augenblicke den Herzschlag stocken. Die Glenden hatten ihn gefesselt direkt auf die Schienen geworfen. Wenn jetzt ein Zug dort um die Biegung herangebraust kam, war er im nächsten Augenblick zermalmt.

Die Todesangst gab ihm Riesenkraft. Er versuchte, seine Hände von den Fesseln zu befreien. Vergebens! Da beugte er den Oberkörper, bis er mit den Zähnen sein Seitengewehr erreichen konnte. Es gelang ihm, die Waffe herauszuziehen. Er stieß sie mit der Spitze in die Erde und legte sich wieder mit dem Rücken platt auf die Erde. Dann zog er die Knie an und rieb das Seil, das ihm die Beine zusammenschnürte, an der Schneide seiner Waffe durch. Es gelang, Gott sei Dank! Nun konnte er sich wenigstens aus der gefährlichen Lage zwischen den Schienen befreien. Er taumelte, als er sich aufrichtete, denn seine Beine waren durch die fest zusammengeknüpferten Stricke fast abgestorben. Nach einer kleinen Erholungspause stieß er mit dem Fuß das Seitengewehr noch ein Stück tiefer in das Erdreich und fing an, auch die Armfesseln Stück für Stück an der Schneide durchzufesseln. Nach zehn Minuten harter Anstrengung gelang es ihm. Er war wieder ein freier Mann. Er befühlte einen Augenblick seinen Kopf. Ein dider Hügel war an der rechten Schädelhälfte aufgelaufen, und ein Streifen geronnenen Blutes zog sich quer über die eine Wange.

„Nicht lebensgefährlich!“ ermutigte er sich.

Er lief ein paar Schritte auf und ab, um die erstarrten Glieder wieder beweglich zu machen. Dabei fielen seine Augen auf ein Stück der Strede, an welchem nicht alles in Ordnung zu sein schien. Wahrhaftig! Hier waren die starken Schrauben, die an den Flanschen die Schienen zusammenhalten, herausgeschraubt. Auf diese Weise war die Geleisanlage auf mehrere Meter weit fast unmerklich, aber doch sehr wirkungsvoll zerstört. Wenn jetzt ein Zug kam, so mußte er unbedingt entgleisen!

Ein ungeheures Unglück!

Er sah im Geiste die sechzig Waggons, je mit fünfundzwanzig Mann besetzt, Offiziere, Ärzte, Schwestern, Pferde, Munition!

Der Kopf wirbelte ihm. Was sollte er tun?!

Winterzeichen dürften kaum Beachtung finden!

Ein rettender Gedanke kam ihm.

Wenn er zwischen den Schienen ein Feuer anzündete!

Er fühlte nach der Tasche. Sein Feuerzeug hatte er noch bei sich. In der Tasche knisterte ein Brief, der war von Mutter. Wenn es nur nicht zu spät war, nicht zu spät, denn bis der Brand ausloderte, konnten noch fünf Minuten vergehen.

Er sprang wie sinnlos die Böschung herab in den Wald und raffte mit beiden Armen dürres Holz und Laub zusammen. Das häufte er zwischen den Schienen auf und legte Mutters Brief darunter. Der Briefbogen loderte empor, und bald fingen auch die Zweige Feuer. Wie gut, daß die letzten Tage über trodenes Wetter geherrscht hatte! Er freute sich über die Flammen, die prasselnd aus dem Holzstoß aufschossen, und schleppte leuchtend immer neues Brennmaterial herbei.

Es war auch die höchste Zeit gewesen. Aus der Ferne kam ein Pfiff, und durch die stille Nacht ertönte noch gedämpft das Rollen von Rädern.

Werner ergriff einen brennenden Ast, der aus dem Holzstoß heraustrat, und lief mit der Fackel zwischen den Schienen nach jener Richtung, aus welcher der Zug kommen mußte.

Das Rollen wurde stärker, und als er an der Biegung kam, sah er schon die beiden Glocken der Maschine fauchend und schnaubend sich heranschieben. Er schwenkte seinen Ast in großen Kreisen, aber der Führer des Zuges schien ihn nicht zu bemerken. Erst ganz dicht vor ihm ging das stählerne Ungeheuer in langsameres Tempo über und stand endlich still.

Sofort wurden einige Waggons aufgestoßen. Uniformen erschienen. Führer und Heizer sprangen von der Maschine. Ein Offizier lief während auf Werner los.

„Posten, sind Sie verrückt, den Train aufzuhalten!“ schrie er schon von weitem.

Als er aber näher kam und Werners blutüberströmtes Gesicht sah, wurde er ruhiger.

„Was ist denn los? Was hat's gegeben?“

Werner erstattete Bericht.

Der Offizier schüttelte ihm herzlich die Hand.

„Sie haben nicht nur brav, sondern klug und mit großer Geistesgegenwart gehandelt. Sie haben sich den schönsten Lohn verdient.“

Er notierte sich Namen und Truppenteil, und Werner wußte, daß dies das Eisene Kreuz bedeutete.

„So, und jetzt lassen Sie sich erst mal ordentlich verbinden.“ Ärzte waren im Zuge, und bald hatte Werner einen rechten Verband über der ausgewaschenen Kopfwunde.

Unterdes hatte das Zugpersonal die Strede untersucht. sechs Schienenstöcke waren die Flanschen abgerissen. Die Verschleppten die Werkzeugkasten heran. Soldaten beteiligten sich an der Arbeit. Die alten Schraubenmutter waren nicht aufzufinden. Vermutlich hatten die Feinde sie mitgenommen oder irgendwo im Walde verstreut. Das hinderte die Arbeit indes nicht, es den einfach neue eingeseht, denn jeder Zugführer hält bei sich in seinem Zug Stredenerksätze vorrätig.

Nach einer halben Stunde war der Schaden ausgebessert. Die Offiziere schüttelten Werner die Hände. Alles krieg ein im nächsten Augenblick zog die nur mäßig erhellte Wagenstraße an ihm vorbei. Er war wieder einsam.

Es dauerte indessen nicht allzulange, so rollte eine Dampflokomotive heran und brachte Verstärkungen. Ein kurzer Anruf. Einer Daraufliegenden sprang ab. Das Fahrzeug rollte weiter, um Leute auf die gesamte Postenfette zu verteilen.

Werner freute sich herzlich, als er in dem Ankömmling einen Freund Hölzer erkannte.

„Du, Fritz, wer das gedacht hätte, als wir vor drei Monaten noch nebeneinander auf der Schulbank saßen.“

„Du hast recht, und so gefällt mir's besser. Ich kehre mit dir ins Pennal zurück. Ich sehe aber, du hast schon ein Krieg. Das erzählst du mir dann. Wir werden hoffentlich bis Morgengrauen ungekört bleiben, allein ich fürchte fast das Gegenteil. Wir sind vorhin auf der Draisine beschossen worden. scheinen sich wieder große Mengen von Kosaken hier herumtreiben. Wir beobachteten vorhin eine starke Patrouille von achtzehn bis zwanzig Mann, die uns eine Zeitlang auf schnellen Pferden verfolgte, das heißt, solange die Straße der Bahnstrecke parallel lief. Ich glaube, daß sie es auf die Streden Transporte abgesehen haben, die heute nacht noch durchfahren.“

„Da drüben liegen schon zwei solcher Halunken!“ sagte Werner, nach dem Walde deutend. „Ich habe sie vor etwa eine Stunde weggeputzt.“

Während sie noch sprachen, tönte von der Landstraße her unter einem Viadukt die Bahnstrecke rechtwinklig durch den Hufschlag.

„Das sind sicher welche!“ flüsterte Fritz.

Sie schlichen sich bis an die Brüstung des Viadukts und hinter den Stämmen Deckung.

Richtig, da kam eine ganze Schar. Wieviel es waren, ten die jungen Freunde in ihrer Erregung nicht feststellen.

„Sobald sie Miene machen, die Bahnstrecke zu ersteigen, sen wir, nicht wahr?“ flüsterte Fritz.

„Selbstverständlich!“ gab Werner ebenso leise zurück, legte Sicherungsflügel herum und prüfte noch einmal das Waldauf seinen Inhalt.

Von unten erklangen gedämpfte Stimmen. Fremde waren abgerissene Flüche.

Die Reiter sprangen aus den Sätteln, schlangen die Peitschen um die Stämme und zeigten gestikulierend nach dem Bahndamm. Dann schwärmten sie aus und fingen an heraufzuschleichen.

„Achtung!“ sagte Werner. „Nimm den Bordenfernehe den Hintermann.“

„Feuer!“

Ein flammender Strahl schoß aus den zwei Rohren aus, eine brach lautlos zusammen, der andere hieb ein paar Meter den Häuten durch die Luft und kollerte dann die Böschung hinunter.

„Tschort wosmi! (zum Teufel!)“ fluchte der Patrouillenchef und auf sein Kommando eröffnete der Schwarm ein Pelotonfeuer auf Geratewohl nach der verteidigten Streden.

Die beiden Freunde hofften, daß durch die Schießerei eine andere Nachabteilung aufmerksam und zu Hilfe herbeigekommen würde. Indessen — der dichte Wald fing wohl den Schall auf.

Drei der Kosaken mußten noch ins Gras beißen, dann die beiden tapferen Jünglinge umringt. Fritz war dabei in die rechte Hand verwundet worden, und ehe sie dazu kamen, frischen Rahmen ins Magazin einzuführen, waren sie überhand genommen und wurden unter Fußtritten und Faustschlägen Bahndamm herab nach dem Pferdelager geschleppt.

Hier stellte ein Offizier, der der deutschen Sprache mächtig war, ein ausführliches Verhör mit ihnen an. Vor allem er über den Aufmarsch der deutschen Truppen Aufschluß über Stärke und Stellung.

Die beiden Freunde hörten aus den Fragen, welche Antworten gewünscht wurden, und logen tapfer drauf los. Durchscheinbar genauen Informationen wurden sie für die wichtigsten Personen und erreichten, daß man ein'germaßen ständig mit ihnen umging.

Die Patrouille schien es eilig zu haben. Man fesselte den bei-
gefangenen die Hände mit Striden, deren Enden man an
Sattelgurte je zweier Pferde band, und dann ging's in leichtem
schritt, die Straße zurück.
Werner war durch die Verletzung und den Blutverlust stark
ermüdet und dankte Gott, als die Patrouille endlich zu ihrem
Zweck zurückstieß und die Hejagad aufhörte.
Die beiden Freunde wurden vor den kommandierenden Gene-
ralen geführt und nach einem Kreuzverhör für den Rest des Tages
in einem Bauernhause eingeschlossen, vor dessen Tür ein Doppel-
posten auf und ab patrouillierte.
Das Dorf war zum Teil von Granaten stark mitgenommen.
Man hatte hier bereits heiß hergegangen sein.
So, jetzt saßen wir also richtig in der Falle!" meinte Fritz.
"Ja," entgegnete Werner kleinlaut, "hier ist wenig Aussicht,
auszubrechen!"
Werner zuckte es vorhin ordentlich in den Fingern, als wir an
schönen Generalstabsauto vorbeitransportiert wurden", sagte
Fritz. "Du weißt ja, daß ich fahren kann. Ich habe meines
Wagen oft geführt." "Du
schwiegen.
"Vielleicht steht der Wagen noch da."
"Nicht uns nichts. Wie wollen wir hier herauskommen?"
"Die Nacht ist noch lang; wer weiß? Wir wollen uns ein-
mal in unserer Villa umsehen."
Sie durchstöberten beim Licht des Mondes die Winkel und
Gänge.
"Du!" rief Werner plötzlich erfreut, "hier hätten wir, was
brauchen!"
"Nicht so laut!" mahnte Fritz. "Was hast du denn?"
"Bauernkleider!"
Sie überlegten. In einer Verkleidung zu entfliehen, war
etwas der Unmöglichkeit.
Aber wie wollen wir rauskommen? Nach der Hinterfront
war kein Haus, kein Fenster, und vorn der Wachtposten!
"Vielleicht mündet ein Kellerfenster auf den Hof!"
Sie schlichen nach dem Hausflur und tasteten sich nach dem
Keller, dessen Kälte sie wie Grabesluft umwehte.
Von einer Seite fiel ein schmaler Streifen Mondlicht herein.
Sie unterzuchten das Fenster.
"Das müßte unser Ausgang sein!" hauchte Werner.
Sie stiegen wieder hinauf. Schnell waren die feldgrauen Uni-
formen abgelegt, und bald darauf standen ein paar Bauern in
einer Haltung an Stelle der jungen, kräftigen Kriegsfrei-
willigen in der Stube.
"Nimm deinen Verband ab und stülpe dir den alten
über!" sagte Fritz.
Dann schlichen sie lautlos wieder zum Keller hinab. Den bei-
schwächlichen Jünglingen gelang es ohne Schwierigkeit, sich
durch das enge Kellerfenster zu zwängen. Sie stan-
den in einem geräumigen Wirtschaftshofe, aus welchem ein
Weg durch den Garten auf die offene Landstraße hinaus-
führte. Den schlugen sie ein.
Es gelang ihnen, unbemerkt bis zum Dorfausgang zu ge-
hen. Einige Male mußten sie sich hinter Gebüsch verstecken,
als Patrouillen die Straße herabgeritten kamen.
Schließlich stieß Werner den Freund in die Seite und deutete
vorn. Dort stand am Rande der Chaussee wirklich noch das
Wagen, das sie bereits auf ihrem Transport vor zwei Stunden be-
funden hatten.
"Das wird uns retten!" triumphierte Fritz dem Freund ins Ohr.
Denn es nicht ein deutscher Granatschuß unbrauchbar ge-
macht hat!"
Sie schlichen sich heran. Es war niemand da, nur aus der
Nähe tönte Lärm.
Fritz prüfte mit kundigem Blick den Wagen. Er konnte keine
Falle entdecken, auch das Benzinreservoir war gefüllt.
Werner stieg in den Fond.
Fritz schloß die Kurbel an. In demselben Augen-
blicke der Motor anfang zu arbeiten, stürzte aus dem Hause
das Quartier belegt sein mochte, ein russischer Militärfahrer
heraus, warf sich auf den Bauer, der sich dort im Mondschein an
den Wagen zu schaffen machte.
Aber ebenso schnell entriß ihm Werner den Revolver und
schlug ihm mit dem Laufe desselben einen Schlag gegen den
Kopf, daß er zur Seite taumelte.
Fritz hatte sich schon in den Führersitz geschwungen und hielt
den Steuer umklammert. Ein Drud auf den Schalthebel, und
der Wagen setzte sich mit einem sprunghaften Aud in Bewegung.
Es war aber auch höchste Zeit. Aus der Schenke sprang eine
Abteilung russischer Soldaten hervor. Rufe und Schüsse
klangen laut, und schon fielen vereinzelt Schüsse.

Fritz stellte sofort den Motor auf Höchstgeschwindigkeit. Hoch-
aufbaumend schoß der Wagen mit seinen Insassen dahin. Jetzt
rollten ganze Salven hinter den Fliehenden drein. Kugeln pflü-
gten rechts und links mit scharfem "Sst! Sst!" an ihnen vorbei.
Pferdegetrappel ertönte dazwischen.

Es war ein toller Wettlauf zwischen Muskel und Maschine.
Aber die Maschine siegte. Immer schwächer wurde der Auf-
schlag der Verfolger.

Die beiden lähnen Flüchtlinge hatten sich in der Richtung,
nach der sie jagten, nicht getäuscht.

Nach einer knappen halben Stunde rasender Fahrt passier-
ten sie die Vorpostenkette der deutschen Linien, und ehe der
Morgen anbrach, hatten sie ihren Bericht im deutschen Haupt-
quartier erstattet, und als Anerkennung für ihre Heldentat bestete
ihnen der Höchstkommandierende eigenhändig das Eisene Kreuz
auf den rettenden Bauernkittel.

Wie schützt man sich wirksam gegen Insektenstiche?

Im Sommer beim Umherstreifen durch Feld und Wald, beim
Lagern auf Moos und Rasen kommt es leicht vor, daß sich
einem ganz unbemerkt blutdürstige Gäste nähern und uns schmerz-
hafte Verletzungen beibringen, die, vernachlässigt, oft recht un-
angenehme Folgen haben können. So sind z. B. die Stiche von
Fliegen, Mücken, Bienen und Wespen durchaus nicht so leicht
zu nehmen, wie es gewöhnlich geschieht, denn wenn das Insekt
vorher auf einem Kadaver lag, kann es leicht das gefährliche
Leichengift in die durch seinen Stachel erzeugte Wunde bringen
und diese recht bösartig werden lassen. Deshalb führe man stets
etwas Salmiakgeist oder Karbolvaseline bei sich, womit man
sofort die winzige Wunde kräftig einreibt bzw. bedeckt. Diese
einfachen Mittel wirken, sofort angewendet, desinfizierend und
beugen einer Anschwellung der gestochenen Stelle vor. Wenn
man feins dieser Mittel bei sich hatte und die Stichstelle bereits
anschwellt, behandle man sie so bald wie möglich mit Umschlägen
von essigsaurer Tonerde, die man ja in jeder Apotheke und Drogerie
erhält. Bei leichteren Mückenstichen, die die Unannehmlichkeit
haben, längere Zeit einen Juckreiz auszuüben, namentlich nachts
im warmen Bett, helfen Einreibungen mit einfacher, noch besser
aber mit Karbolseife, die man ja auch unschwer auf Wanderungen
mit sich führen kann.

Bei Bienen- und Wespenstichen, die am schmerzhaftesten zu
sein pflegen, hilft ein Einreiben mit einer frischen, durchschnitten-
nen Zwiebel, in Fällen mit starker Anschwellung das Auflegen
von Zwiebelscheiben, die öfters zu erneuern sind. — Um die
Insekten abzuhalten, empfiehlt sich ein Einreiben von Zitronen-
saft, ein Mittel, das besonders für mit Wadenstrümpfen und
ausgeschnittenen Kleidchen bekleideten Kindern, deren Beinchen
und Armechen oft in grausamster Weise zerstoßen sind, ange-
wendet werden sollte. Natürlich muß es öfters wiederholt werden,
namentlich dort, wo starke Transpiration stattfindet, denn gerade
der Schweißgeruch lockt die Insekten.

Ein andres, nicht mit Unrecht gefürchtetes Insekt ist der Holz-
bock, auch Zede genannt, das so anhänglich und seßhaft ist, daß
man es nur mit Gewalt entfernen kann. Im hungrigen Zu-
stande ist der Holzbod kaum 3 bis 5 mm groß, jagt sich aber in
ganz kurzer Zeit bis zur Größe einer Haselnuß mit dem Blute
von Menschen und Tieren voll. Das Entfernen dieses Vampirs
ist durchaus nicht so einfach, und da sein Stachelrüssel sehr tief reicht,
so geht es nicht ohne Schmerzen ab. Reißt man den blutgefüllten
Körper mit Gewalt heraus, so bleibt fast immer der Kopf des
Holzbodes im Fleische stecken, und da das Insekt sehr zählebig ist,
so kommt es oft vor, daß sich der fehlende Unterkörper wieder
ergänzt und wieder voll Blut gesogen wird. Wo das nicht ge-
schieht, kann aber auch das bloße Stedenbleiben des Kopfes zu
einer Geschwürbildung führen. Deshalb sollte man es lieber
unterlassen, den blutdürstigen Gefellen mit Gewalt zu entfernen,
sondern besser ihn durch List zum Herausziehen seines Kopfes
bewegen. Das geschieht auf ganz einfache Weise durch Beträufeln
seines Körpers mit Petroleum. Dies ist ihm so fatal, daß er sofort
seine Zangen öffnet und den Rückzug antritt. Wenn man dabei
etwas nachhilft, so läßt er sich leicht gänzlich entfernen, und wenn
man darauf die Stichstelle sofort mit einem der oben angegebenen
Mittel behandelt, so wird keinerlei Schaden entstehen.

Hat man also das Pech, einen Holzbod aufzufassen, und keine
Gelegenheit, unterwegs Petroleum zu erhalten, so extrage man
lieber bis zur Heimkehr den schlimmen Gast. Dasselbe gilt von
unsern treuen Begleitern durch Wald und Flur, den Gnaden. An.

Sinnspruch.

Schwer wie ein Lastzug rollt vorbei das Unglück, das die Seele traf,
jedoch das Glück, das rasche Glück, spielt wie ein Blitz am Telegraph.
Otto Bromber.

Unsere Bilder

Aus der neutralen Schweiz. Die Schweiz, die sowohl durch ihre Liebestätigkeit als auch durch die strikte Beobachtung ihrer Neutralität sich die Anerkennung aller kriegsführenden Mächte in hervorragendem Maße erworben hat, wurde durch die Kriegserklärung Italiens vollkommen vom Weltkrieg umringt, und der Schutz ihrer Südgrenze legt ihr zu den bisherigen großen Opfern neue schwere Lasten auf. — Unsere Aufnahme zeigt einen Zug mit neu aufgeborenen Truppen auf dem Bahnhof Bern während der Fahrt zur Südgrenze.

Aus dem Leben der Feldgrauen: Eine selbstgeschaffene Badeanstalt in Russisch-Polen, die durch einen Bach fortwährend mit frischem Wasser versorgt wird. Die kleine Anlage zeugt von der Geschicklichkeit, mit der sich die deutschen Truppen in allen Lebenslagen zu helfen wissen, und die Stimmung der kleinen Gruppe spricht von dem frohen Geiste, der die Truppen erfüllt.



Aus dem Leben der Feldgrauen: Eine selbstgeschaffene Badeanstalt in Russisch-Polen. (Mit Text.)

Allerlei

Das erste Manöver eines stehenden Heeres wurde im Jahre 1608 am 15. Juni in der Oberpfalz abgehalten, bei welchem sich Kavallerie und Infanterie eine förmliche Schlacht lieferten. Noch in demselben Jahre fand dann im Herbst unweit Alzen ein ähnliches Kriegsspiel statt, bei welcher Gelegenheit man ein mit Pulver gefülltes Ungetüm, das auf einem siebenköpfigen Rösse saß, in die Luft sprengte. — E. K.

Schlagfertig. Goethe befand sich eines Sommers im thüringischen Bade Sulza, nicht der Körpererholung halber, sondern um seiner Vorliebe für mineralogische Studien nachhängen zu können. — Auf seinen weiteren Ausflügen ward er häufig von dem ihm befreundeten Freiherrn von Stein begleitet. Eines Tages, ziemlich weit von Sulza entfernt, wurden die beiden im Freien von einem heftigen Regen überrascht, so daß Herr von Stein zu verschiedenen Malen den Nachhauseweg vorschlug. Goethe suchte unbekümmert Steine, bis der durchnäßte Herr von Stein halb aufgebracht, halb satirisch ihn fragte: „Nun, wenn Sie denn ein so eifriger Steinverehrer sind, zu welcher Gattung zählen Sie mich?“ — „Zu den Kalksteinen,“ entgegnete Goethe schlagfertig, „denn diese brausen auf, sobald sie naß werden.“

Als der General Bonaparte den Oberbefehl über die französische Armee in Italien übernahm, fand er dieselbe in einem äußerst erbärmlichen Zustande vor. Die Soldaten litten geradezu an allem Mangel, gingen traurig in zerlumpten Uniformen, hatten die flägliche Verpflegung und kaum ein Dach über dem Haupte. Und dabei fehlte es in der Kriegskasse völlig an Geld, auch nur die geringste Abhilfe zu schaffen! — Gleich am Tage nach des Generals Ankunft im Hauptquartier erschien ein alter Grenadier vor ihm und beklagte sich bitter, daß er so furchtbar abgerissen gehen müsse. In der Tat war sein Ansehen ein sehr klägliches. Bonaparte, der bereits wußte, daß keinerlei Mittel vorhanden waren, half sich durch seine Menschenkenntnis aus der Verlegenheit. — „Die Klage dieses Mannes ist vollkommen begründet,“ sprach er zum anwesenden Kommissärordonateur, „geben Sie auf der Stelle Befehl, daß seine Wünsche erfüllt werden! — Nur eins tut mir leid,“ setzte er nachdenklich hinzu, „wenn dieser Brabe nun neu gekleidet sein wird, so wird man ihn für einen Rekruten halten.“ — „General!“ rief hier der Grenadier, ihn hastig unterbrechend, „lassen Sie alles, wie es ist, ich will nicht neu gekleidet sein!“

Gemeinnütziges

Kindstende. Nach dem Häuten wird sie gut gespickt, mit Butter und Sahne gar gebraten und die Sauce mit einigen Weißwein und etwas Mehl sämig gemacht. Man gibt irgendein Gemüse als Beilage oder auch Salat.

Das Vorhandensein von Binsen auf Wiesen läßt stehende Feuchtigkeit und sauren Boden erkennen. Mit der Beseitigung der Binschwindet auch das Unkraut. Man hat demnach für Drainage zu tun und wo diese nicht hinreicht, mit einer Kalkdüngung nachzuhelfen.

Bei der Düngung der Düngelassen ist Voricht zu fassen und streuen zu dauern. Wetter schon abgeben ganzen teppichs Folge Grüne werden zweiten abgeben Man dazu ein fer. Düng reißer und leicht der Kartoffel wird von gern betri ner Pfla frantföche Vorliebe gesucht. verbrenn diesen G fungen jam ent

Watzmeister wächst im Garten leicht weiter, wenn die Wurzeln desselben etwas Erdballen behalten. Auch gebe man der Pflanzstelle von der Erde des ursprünglichen Standortes im Walde.

Wo Buchsbaum im Garten wächst, sollte dieser nicht den Hühnern als Auslauf freigegeben werden. Man hat oft die Erfahrung gemacht, daß die Hühner, welche vom Buchsbaum gefressen hatten, Durchfall bekamen und verendeten. jungen Triebe des Buchsbaumes sind den Hühnern besonders gefährlich.

Zogograph.

Mit D ist es gemacht zum Schützen,
Mit H such's im Westfalenland.
Zum Ordnen wir's mit K denühen,
Als Tier ist es mit L bekannt.
Julius Fald.

Zilberrätsel.

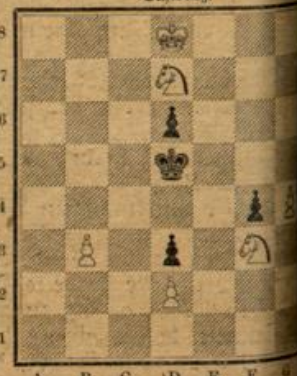
be, den dra, em, lan, ger, go,
gra, hen, ho, in, laß, ler, mur,
na, na, ne, ner, re, rie, se, stein,
te, te, u, ver, vol.

Aus vorstehenden 27 Zilben sind 10 Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden, deren Anfangsbuchstaben, von oben nach unten gelesen, einen berühmten Oberführer des gegenwärtigen Krieges ergeben: 1) Schlachtfeld auf dem östlichen Kriegsschauplatz. 2) Waffengattung. 3) Eroberte Festung im Westen. 4) Leichtes Reiter. 5) Deutscher Heldentruer. 6) Französische Hilfstruppen. 7) Eroberer einer bedeutenden Festung auf dem westlichen Kriegsschauplatz. 8) Deutscher Soldat. 9) Waffe. 10) Geschöß. Ernst Bly.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Problem Nr. 135.

Von Adolf Steff.
Deutsche Schachzeitung, 1887
Schwarz.



Weiß.

Matt in 2 Zügen.

Auflösung des Bilderrätsels in voriger Nummer:

Allen Leuten recht getan, ist eine Kunst, die niemand kann.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.